



Jeden Mittag präpariert Heidi Burkhardt ihrem Mann Friedrich auf einem Löffel die Portionen. Der pensionierte Malermeister ist kürzlich fast komplett erblindet und leidet an beginnender Demenz.

GIORGIO SCHERRER (TEXT),
SILAS ZINDEL (BILDER)

Den Tod fürchten sie nicht, die Sterbehilfe schon

Müssen christliche Privatheime den assistierten Suizid dulden? Darüber stimmt die Zürcher Stimmbevölkerung bald ab. Was für Befürworter ein Stück Freiheit ist, ist für Heidi Burkhardt und Margrit Möbius staatlicher Zwang. Für die zwei Frauen ist das Leben ein Geschenk und die Freitodbegleitung etwas Verstörendes

In einem hellen Erker am Ende eines dunklen Zimmers sitzt Heidi Burkhardt und drapiert grüne Nudeln mit ein paar Stücklein Kalbsvoressen auf einem Löffel. Ihr Mann, Friedrich, sitzt neben ihr. Sein Blick geht in die Ferne. «Schau», sagt sie und berührt mit ihrer feinen Hand sanft seine feste. «Ah, s Bägerli isch voll!», brummt er und tastet nach dem Löffel. Langsam, suchend, führt er ihn zum Mund. Seit zwei Monaten wohnt das Ehepaar im Zentrum Rämismühle, einem privaten Pflegeheim in der Gemeinde Zell im ländlichen Töss. Sie in einer Wohnung, er – fast blind, beginnende Demenz – in der Pflegeabteilung. Jeden Tag, jeden Mittag und jeden Abend, geht sie zu ihm aufs Zimmer. Zusammen sitzen sie dann im Erker. Sie präpariert, er isst. «Zum Glück», sagt Burkhardt, 85, «war er immer ein guter Esser.»

Zwei Stockwerke weiter oben, eine Mansarde mit alten Holzmöbeln. Zwei Zimmer, eine kleine Küche, an der Wand Stickereien, auf dem Tisch ein Glas mit einem Zweig frischer Hagebutte. Margrit Möbius, 81, zeigt um sich. «Das Loslassen ist das Schwierigste», sagt sie. «Unser Haus, der Garten, die Bäume, ein ganzes Leben... Das ist jetzt davon übrig.» Vor ihr, in einem Rollstuhl, sitzt Dietrich, ihr Mann. Er schläft, kein Gruss, kein Geräusch kann ihn wecken. «Früher war er der Laute, der Fröhliche», sagt Möbius. «Ich war die Stille.» Jetzt haben das Alter, die Demenz die Rollen getauscht. Dietrich wohnt in der Pflegeabteilung, einen Stock unter ihr. Sprechen kann er nur noch ein Wort: «Margrit», ihren Namen. Jeden Tag fährt Möbius ihren Mann zu sich hoch und legt klassische Musik auf – Haydn, Bach, Beethoven. Dann, sagt sie, beginne er zu dirigieren, sich zu den Klängen zu bewegen. Und alles sei wieder wie einst, für einen kurzen Moment.

Vorfriede auf ein zweites Leben

Heidi Burkhardt und Margrit Möbius fürchten den Tod nicht. «Im Gegenteil, wir freuen uns darauf», sagt die eine, und die andere stimmt zu. Beide sind gläubig, waren während Jahren Mitglieder der Chrischona-Gemeinde, einer evangelikalen Freikirche. Nach dem Tod,

glauben sie, kommt ein zweites Leben, das ewige. Was die beiden Frauen fürchten, ist das Sterben: die Schmerzen, das Leiden – das Alleinsein. Sie wünsche sich nichts mehr, als gleichzeitig mit ihrem Mann aus dem Leben zu gehen, sagt Heidi Burkhardt. «Schon heute, wenn ich ihn besuche, sehe ich ihn manchmal dasitzen, ganz allein, wie er auf mich wartet. Es bricht mir das Herz.»

Margrit Möbius sagt, sie übe sich im Loslassen, seit sie vor zwei Jahren ins Zentrum Rämismühle in Zell gezogen sei. Es gebe hier noch viel Schönes, für sie und ihren Mann. «Ich glaube an Gottes Plan, der hinter allem steht.» Und so warte sie, freudig, erwartungsvoll, auf das ewige Leben mit ihrem Mann.

Was beide Frauen nicht wollen, nicht verstehen können, ist der Weg, den mit jedem Jahr mehr Schweizerinnen und Schweizer wählen: den selbstbestimmten, assistierten Suizid. Sterbehilfe ist für sie etwas Verstörendes, ihr Pflegezentrum haben sie bewusst ausgesucht, weil es sie auf seinem Gebiet nicht duldet. Nun, da die Stimmberechtigten im Kanton Zürich am 27. September darüber entscheiden, ob künftig auch christliche Heime wie ihres den assistierten Freitod eines Bewohners akzeptieren müssen, sehen sie eine ganze Welt bedroht. «Warum nur», fragt Margrit Möbius, «warum nur will man so etwas erlauben?»

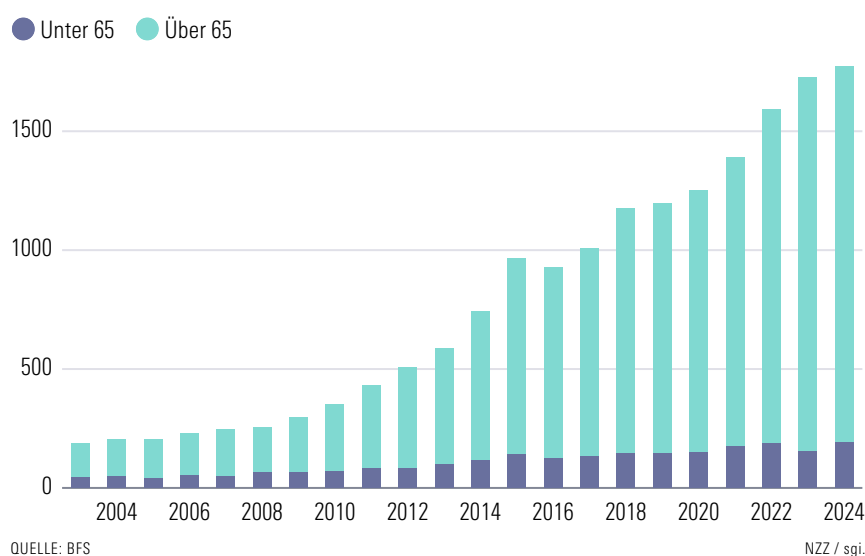
Das Recht, das jeder hat

Jemandem dabei helfen, das eigene Leben zu beenden: Das ist in der Schweiz seit 1942 erlaubt. Damals trat das erste nationale Strafgesetzbuch in Kraft; die Hilfeleistung bei Suizid war gemäss Artikel 115 nur verboten, wenn sie «aus selbstsüchtigen Beweggründen» erfolgte. Bis zur ersten Freitodbegleitung durch eine Sterbehilfe-Organisation dauerte es Jahrzehnte. Am 2. Januar 1985 erfolgte sie, bei einer schwerkranken Frau im Tessin. Seither hat sich die Praxis in der Schweiz etabliert. Das Recht auf assistierten Suizid ist gerichtlich gestützt und geniesst breite Zustimmung. Immer mehr Menschen wählen diesen Weg aus dem Leben. 2003 waren es 187 im Land lebende Personen. Heute sind es rund zehn Mal so viele.

Nun stimmt die Zürcher Stimmbevölkerung Ende September über

Immer mehr Fälle von Sterbehilfe, vor allem bei Alten

Fälle von assistiertem Suizid von in der Schweiz wohnhaften Personen, nach Altersgruppe.





Margrit Möbius sagt: «Ich glaube an Gottes Plan.»



«Warum schützt man uns Gläubige nicht?», fragt Heidi Burkhardt.

eine Gesetzesänderung ab, die sämtliche Heime und Spitäler explizit dazu verpflichten würde, Sterbehilfe in ihren Räumlichkeiten «zu dulden». Das heisst im Klartext: Wenn ein Bewohner in seinem Zimmer mit fremder Hilfe aus dem Leben scheiden will, müssten sie das zulassen. Bisher waren erst Heime mit staatlichem Leistungsauftrag dazu verpflichtet.

Julia Gerber Rüegg ist 69 und leitet bei der Sterbehilfe-Organisation Dignitas den Bereich Politik. Selbstbestimmt aus dem Leben gehen zu können, das sei für sie ein Menschenrecht, sagt sie. Ein Recht so unverhandelbar, dass es davon – solange man urteilsfähig sei – keine Ausnahme geben dürfe. «Es geht um Freiheit, um Selbstverantwortung auf dem letzten Weg.» Einst politisierte Gerber Rüegg für die SP im Zürcher Kantonsparlament, trat vor zehn Jahren jedoch aus der Partei aus. Als Sozialliberale, sagt sie, habe sie Paternalismus seit je abgelehnt. Es sei dieser Impuls, der sie nun auch zu ihrem jüngsten Engagement in der Sache antreibe – jenem Vorstoss, der in christlichen Privatheimen so viel Besorgnis auslöst.

Wenn sie an das Recht auf assistierten Suizid denkt, dann denkt Gerber Rüegg auch an sich selbst. «Ich sehe mich – alt, krank und hilflos. Wie alle mir gut zureden, mir Hilfe und Pflege versprechen, mich bitten zu bleiben. Während ich nur noch leide. Dann will ich frei entscheiden können.» Die Sterbehilfeorganisationen – und mit ihnen sämtliche Linksparteien, GLP, Mitte und der reformierte Kirchenrat – kämpfen für ein Ja zur Vorlage. Gerber Rüegg sagt: «Man gibt mit dem Eintritt ins Pflegeheim ja nicht einfach seine Grundrechte auf.» Sie verstehe und respektiere die Ablehnung durch religiöse Kreise durchaus. «Aber man darf niemanden leiden lassen, weil einem sein Weltbild nicht passt. Ich bin überzeugt: Jesus hätte das auch nicht getan.»

Ein Bibelvers wie eine Vorsehung

Fragt man Heidi Burkhardt, was das für sie ist – ein Leben –, dann antwortet sie mit einer Geschichte. Sie sei noch nicht auf der Welt gewesen, und ihre Mutter sei tief verzweifelt gewesen. Die 1940er Jahre, Kriegsjahre, ein Dorf im ländlichen Kanton Zürich.

Eben erst hatte Burkhardts Mutter, von Haus aus nicht besonders religiös, ihr erstes Kind verloren, einjährig, an Angina, einer Mandelentzündung. Da habe sie ihre Schwägerin mit zu einem Gottesdienst genommen, wo ihr dieser Bibelvers begegnet sei wie eine Vorsehung. 2. Chronik 25,9. Heidi Burkhardt zitiert aus dem Gedächtnis: «Der Mann Gottes sprach: Es steht beim Herrn, dir mehr zu geben als dies.» Bald darauf sei sie, die ersehnte Tochter, zur Welt gekommen. «Ich war für sie ein Geschenk. Mein Leben ist ein Geschenk», sagt Burkhardt. «Es gehört nicht mir.»

Der Glaube habe zuerst ihre Mutter und dann auch sie durch das Leben getragen. Er war da, als Heidi Burkhardts Vater starb; da war sie erst einjährig. Er war da, als ihre Mutter sich als alleinstehende Frau durchschlug, als Buchhalterin arbeitete und darum kämpfen musste, ihre Tochter bei sich behalten zu können. Er war da, als Burkhardts Schatz, ein Malergeselle aus Deutschland, in die Schweiz kam, erst nicht bleiben durfte und dann doch. Und er war da, als Friedrich und sie kinderlos blieben, die Mutter bei sich aufnahmen und jahrzehntelang zu dritt in einem Häuslein in Richterswil wohnten.

Noch immer lebenswert

Die Kirchenlieder, die sie einst zusammen sangen, sie ertönen jetzt auf den Gängen des Alterszentrums Rämismühle. Friedrich Burkhardt, der kaum mehr sieht und sich immer schlechter erinnert, kann noch immer singen, laut und fröhlich. Sein Leben sei noch immer lebenswert, sagt seine Frau. Es vorzeitig beenden, das komme ihr vor wie ein Eingriff in einen göttlichen Plan, der weder ihr noch sonst jemandem zustehe. Sie wolle nicht urteilen über die, die einen solchen Eingriff vornähmen. Aber im selben Haus leben, in dem «so etwas» passiert? «Undenkbar», sagt Burkhardt. «Es würde sich wie ein Film über unsere Gemeinschaft legen.»

Ins Zentrum Rämismühle zogen sie und ihr Mann, weil sie wussten: Hier wird nach ihren religiösen Werten gelebt. Hätte – wie es nun geplant ist – auch dieses christliche Heim die Sterbehilfe dulden müssen, dann wäre sie nie hierhergekommen. «Ich hätte ihn zu

Hause gepflegt, auch wenn ich das eigentlich nicht mehr konnte.» Sie hebt die Hände. «Wir Gläubige sind doch auch eine Minderheit. Warum schützt man uns nicht?»

Das christliche Refugium

Markus Schaaf kurvt mit seinem summen E-Auto durch das Gelände der Welt, die er und seine Vorgänger in Zell geschaffen haben. Er zeigt aus dem Fenster: dort das eine Heimgebäude, dort das andere. Hinten die Kongressräume, die Kapelle. Und da vorne ein hübscher Pavillon, daneben ein Alpaka-Gehege, ein zweites mit Zwergschweinen. «All das haben wir selbst gebaut, selbst finanziert», sagt Schaaf, und leise Wut schwebt durch das Innere seines futuristischen Gefährts. «Und jetzt will uns der Staat vorschreiben, wie wir hier zu leben haben.»

Schaaf, 59, ist der Leiter des Zentrums Rämismühle, es ist eines von 29 Privatheimen, die von der neuen Sterbehilfe-Regelung betroffen wären. Einst als christliches Asyl für arme Fabrikarbeiterinnen gegründet, gibt es die Institution mittlerweile seit 140 Jahren. In dieser Zeit wurden die Gebäude mehr und die Bewohner weniger. Aus einem Erholungsort für die Verliererinnen der Industrialisierung ist ein Rückzugsort für alte Menschen – gläubig oder nicht – geworden, denen die familiäre Stimmung und die christlichen Werte hier gefallen.

Schaaf lernte einst Buchhändler, studierte dann Theologie und sitzt heute für die christlich geprägte Kleinpartei EVP im Zürcher Kantonsparlament. Den Widerstand gegen die Duldungspflicht für Sterbehilfe führt er an, unterstützt von SVP, EDU und der katholischen Spitalseelsorge. Die FDP hat Stimmfreigabe beschlossen. Für Schaaf ist das Heim, das er leitet, mehr als eine Arbeitsstätte. Er ist hier auf dem Areal aufgewachsen, als noch seine Eltern das Heim führten. Mit den Bewohnerinnen und Bewohnern ass er am selben Tisch zu Mittag. Man war eine Familie, ist es in seinen Augen noch immer.

Und genau das ist für ihn das grosse Problem bei der anstehenden Abstimmung. «Wir sind kein anonymer Wohnort. Wenn hier jemand stirbt, betrifft das alle.» Gleiches gelte für die Todesart.

Derart intim und nahe sei das Zusammenleben, dass eine Freitodbegleitung durch eine externe Organisation die ganze Gemeinschaft erschüttern könne – besonders, sagt Schaaf, wenn er keine andere Wahl habe, als sie zuzulassen.

Wo die Befürworter die Freiheit des Individuums verteidigen, sehen die Gegner die Freiheit gläubiger Gemeinschaften in Gefahr. Wo das Ja-Lager von Selbstbestimmung und einem würdevollen Tod spricht, pocht das Nein-Komitee auf Minderheitenschutz und Wirtschaftsfreiheit. Hier steht der Einzelne im Vordergrund, dort der Effekt auf sein Umfeld.

«Schikane, reine Ideologie»

Der Konflikt zwischen liberalen und konservativen Prinzipien – einst prägend für die Schweiz, heute fast vergessen: Er lebt in der Sterbehilfe-Frage wieder auf. Schaaf befürchtet, dass alten Menschen irgendwann überall suggeriert werde: «Wenn ihr als Individuen nicht mehr nützlich seid, wenn ihr nicht mehr leisten könnt – dann geht.» Aus seinem Misstrauen gegenüber den Sterbehilfe-Organisationen macht er kein Hehl. «Schikane, reine Ideologie» sei ihr jüngstes Vorhaben. Die Dignitas-Vertreterin Julia Gerber Rüegg entgegnet: «Die Vorstellung, dass nach einem Ja ein paar anonyme Gestalten in ein Heim schleichen und da am nächsten Tag ein Toter liegt, ist schlicht absurd.»

Der Weg zu einem assistierten Suizid sei ein langer – medizinische Abklärungen, Gespräche, Fragebögen, alles genau dokumentiert. «Das Umfeld beziehen wir wenn immer möglich mit ein. Es gibt uns ja auch deshalb: weil wir wollen, dass niemand einsam aus dem Leben gehen muss.» Ethisch fragwürdig sei vielmehr ein anderer Fall: wenn ein Heimbewohner, eine Heimbewohnerin selbstbestimmt aus dem Leben scheiden wolle – aber dafür hochbetagt per Krankentransport in eine anonyme Wohnung übersiedeln müsse.

Etwas, was Margrit Möbius nie erwartet hätte, hier an der letzten Station ihrer langen Ehe, sei das: «Wir haben plötzlich Zeit zusammen, so viel Zeit.» Ihr Leben lang, sagt sie, hätten sie und ihr Mann gearbeitet. Er floh einst aus der DDR in die Schweiz. Hier fand er zunächst nur in Lausanne eine Stelle, sie zog zu ihm. Später wechselten sie nach Adliswil, wo ihre Familie herkam. Er verdiente in einem Reisebüro das Geld. Sie, ausgebildete Kindergärtnerin, zog die vier Kinder gross.

«Und der Garten!» Apfel-, Birnen-, Zwetschgen-, Kakibäume hätten sie gehabt. «Es war schön, aber erst hier habe ich gemerkt: Füreinander hatten wir eigentlich nie gross Zeit.» Jetzt, wo sie sie habe, geniesse sie jeden Moment. Versuche es jedenfalls, so gut sie könne angesichts der Verwandlung, die ihr Mann durchmache. «Er ist noch immer er. Aber er ist auch wie ein Kind», sagt Margrit Möbius. Doch aus der Not, das habe sie der Glaube gelehrt, lerne man auch selbst am meisten. «Wenn man es so betrachtet, bin ich hier in der höchsten Schule meines Lebens.»

Loslassen ist das Schwierigste

Monika Sinn, die Heimpfarrerin des Zentrums Rämismühle, spricht mit den Bewohnerinnen und Bewohnern häufig über den Tod und den Weg aus dem Leben. «Es ist oft ein Thema, bei allen, während da draussen in der Gesellschaft niemand darüber redet.» Sie benutze in solchen Gesprächen gerne ein Bild: das eines Trapezkünstlers, der hin und her schwingt, weit nach oben. Und irgendwann loslasse – im Vertrauen darauf, von der Hand seines Mitakrobaten aufgefangen zu werden.

«Das Loslassen ist der schwierigste Moment, auch wenn man weiss: Man wird aufgefangen», sagt Sinn. Gleichzeitig sei der Moment kurz vor dem Loslassen auch der, an dem man sich am höchsten und weitesten in die Höhe wage. Ein Moment der Freiheit.

Auch Margrit Möbius, die sich mit Verve in der Sterbehilfe-Abstimmung engagiert, hat dadurch eine neue Art von Freiheit entdeckt. «Mein Mann war immer der Vitale, der Laute. Er hat immer geredet. Jetzt fragen mich meine Kinder: Mami, was, du gibst ein Interview? Du traust dich das? Und ich sage: Ja. Jetzt spreche halt ich.»